

REIMER GRONEMEYER


ALT



WERDEN

ist das

Schönste



UND

Dümmste

was einem passieren kann

Reimer Gronemeyer

**Altwerden
ist das Schönste
und Dämmste,
was einem
passieren kann**

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© edition Körber-Stiftung, Hamburg 2014

Umschlag: Groothuis. www.groothuis.de

Covergestaltung und Illustration: Ralf Nietmann |
www.ralfnietmann.de

Der Autor wird vertreten von Aenne Glienke/Agentur für
Autoren und Verlage

Herstellung: Das Herstellungsbüro, Hamburg |
www.buch-herstellungsbuero.de

ISBN 978-3-89684-471-2

Alle Rechte vorbehalten

www.edition-koerber-stiftung.de

*»Man muss schon sehr lange leben,
um jung zu werden.«*

PABLO PICASSO
IM ALTER VON 91 JAHREN

Inhalt

1 Altern in Würde?	9
Wie die Altersbilder mit der Wirklichkeit zusammenstoßen	
2 Endlich frei im Dauerstress	26
Alt sein in der Leistungsgesellschaft	
3 Die Qual der Wahl	52
Wer heute alt wird, muss sich entscheiden	
4 Wirtschaftswundererwachen	60
Wenn die Babyboomer alt werden	
5 Spieglein, Spieglein an der Wand	80
Auf der Suche nach der Schönheit des Alters	
6 »Lesen Sie die Packungsbeilage!«	100
Die Medikalisierung und Entkörperung des Alters – und was man dagegen tun kann	
7 Ich kaufe, also bin ich	119
Alte Kunden zwischen Verführung und Verantwortung	
8 Die Rückkehr der Gespenster	138
Alte als digitale Avantgarde im Vitaldaten-Monitor	

9 Die regionale Erwärmung	157
Mehr soziale Nähe statt mehr Versorgung	
10 Es geht immer um Befreiung	173
Aufbrechen aus dem betäubten Alter	
Anmerkungen	205
Zum Autor	211

KAPITEL 1

Altern in Würde?

Wie die Altersbilder mit der Wirklichkeit
zusammenstoßen

»Er fühlte sich alt in der Jugend und jung im Alter.«

HUGO BALL ÜBER HERMANN HESSE

Alt sein – so kommt es mir vor – ist ein Zustand der Betäubung. Ich spüre das Alter nicht oder nur, wenn ich in den Spiegel schaue. Und auch da *sehe* ich es mehr, als dass ich es empfinde. Meine Falten sind mir gewissermaßen voraus. An ihnen kann ich ablesen, dass ich alt bin, aber ich glaube ihrer Botschaft nicht. Von Zeit zu Zeit klopft das Alter an und will mich beugen, doch gehe ich dann besonders aufrecht, obwohl mir vielleicht gerade nach ›gebeugt‹ zumute ist. Manchmal bewege ich mich auch – die Betäubung weicht für kurze Zeit – extra krumm. Eine Art Probehandeln, ich versuche zu spüren, wie es sein würde, wenn ich einmal wirklich alt wäre. Ich flaniere dann, denke ich, auf dem Seniorenlaufsteg. Ein Catwalk für Auslaufmodelle.

Kürzlich ging ich am Rande eines unbeleuchteten Grabens, es war dunkel, meine Schritte waren wohl etwas unsicher, da ergriff eine jüngere Kollegin meinen Arm, um mich schützend durch die unübersichtliche Situation zu geleiten. Ich habe mich leise abwehrend entzogen. Brauch' ich das schon? Geht es los? Ich dachte an Henry David Thoreau, der im 19. Jahrhundert allein in den Wäldern Kanadas lebte und gesagt hat: »Wüsste ich gewiss, dass jemand zu mir käme, mit der bewussten Absicht, mir eine Wohltat zu erweisen, ich würde davonlaufen, so schnell mich meine Füße tragen wollten ... aus Angst, er könne mir etwas von seinem Guten antun.«¹

Da ist ja ohnehin ein Begleiter im Alter, der irgendwann auftaucht und dann dauerhaft neben einem hergeht und nicht mehr verschwinden will. Ein Gespenst im T-Shirt, auf dem die Schreckmitteilung prangt: »Jetzt geht es los!« Ja, wann schlägt das Alter zu? Heute? Morgen? Da sind die Namen, die ich plötzlich vergesse. Oder: Ich höre von jemandem, der morgens aufwacht und am Auge eine Ausbeulung feststellt. Einige Wochen später ist er tot. Was wird mich hinfällig machen? Was lauert mir hinter der nächsten Ecke auf? Und dann erinnere ich mich zur Aufmunterung an die Nachricht vom 92-jährigen Inder, der jetzt beschlossen hat, seinen letzten Marathon zu laufen. Ein Schwanken zwischen innerer Belustigung und angespannter Hoffnung: Na ja, es kommt ja vielleicht doch noch was? Vielleicht sind

wider Erwarten Aufbrüche möglich? Hat nicht Johann Sebastian Bach seine wichtigsten Werke als Uralter geschrieben? Sind nicht Verdis Spätwerke (*Falstaff!*) die ergreifendsten? Sieht man nicht den greisen Michelangelo schöne junge Knaben aus dem Marmor schlagen? Schon vor vielen Jahren, als ich noch jung war, hat mich dieses Bild tief berührt: Der alte, sehr alte und fast blinde Ernst Bloch liegt auf einer Wiese und der junge Rudi Dutschke neben ihm, die beiden ins Gespräch vertieft. Das Alter kann offenbar mit dem Neuen, dem Jungen, dem Überraschenden verbunden sein. Aber man ist ja nicht Bach oder Verdi oder Bloch ...

»Was ich bereue?«, fragt der alt gewordene Schriftsteller Hermann Peter Piwitt. »Dass ich ständig verliebt war, ohne das Zeug dazu zu haben? ... Ich habe einige unglücklich gemacht und dafür selbst mächtig an die Backen gekriegt. So, wie es sich gehörte ... Ich brauchte fast zwei Jahre, eh ich begriff, warum die Mädchen nicht mehr zurückguckten. Sie strichen nicht mehr ihr Haar hinter die Ohren oder ordneten es oder verwuselten es ein bisschen im Vorübergehen. Sie schwebten einfach vorbei, die kleinen Rotzlöffel, an dem Mann, dem doch nichts fehlte, als dass er sein schönes blondes Haar verloren hatte: aber sonst tiptopp.«²

Ich frage mich, ob es früher leichter war, den Verfall des Körpers, den das Alter mit sich bringt, zu ertragen. Gehe ich durch einen Bahnhofskiosk, wo jede noch so

fade Fernsehprogrammzeitschrift einen mit Jugendlichkeit überschüttet, ist man mit seinen Falten eigentlich schon eine Missgeburt. War das – sagen wir mal: für Cicero – auch eine so allgegenwärtige Provokation, obwohl ihn nicht unablässig vervielfältigte Blondchen anglotzten? Wahrscheinlich ja. Er zitiert in seinem großen Werk *De senectute* (Über das Alter) die Klage des Anakreon:

*Grau sind schon meine Schläfen und weiß das Haar
am Kopfe,
fort ist der Reiz der Jugend, es wackeln meine Zähne.
Vom süßen Leben bleibt mir nicht mehr viel Zeit
noch übrig.
Deswegen muß ich jammern, es graut mir vor dem
Hades –
Das ist ein garstiger Winkel, und schlüpfrig ist der
Abstieg,
und ist man einmal drunten, dann gibt es kein
Zurück mehr.³*

Der Altersschmerz war wohl ähnlich präsent. Aber vielleicht zieht das mediale Blondchenfeuer uns auf eine nur noch physische Verkrampfung herunter – was das Altwerden zu einer primitiven Verteidigungsschlacht macht, die von vornherein verloren ist. Je mehr wir auf das äußere Erscheinungsbild des Altwerdens festgelegt sind und damit auf das »Nicht mehr«, desto schwieriger wird es, sich auf die Innenlage zu besinnen. Verleug-

nung des Alters und nicht Akzeptanz möchte in den Vordergrund treten. Das Innenleben sklerosiert: Mir kommt es so vor, als wenn das innere Tunnelsystem, in dem ich nach der Bedeutung und den Folgen des Altwerdens suchen müsste, völlig von Ablagerungen verstopft ist. Wie bei den Arterien, die mit dem Herzen verbunden sind, so sind heute die Zugänge zum Tunnelsystem der Gefühle in uns verstopft. Und während man vielleicht versucht, in sich zu graben und zu wühlen, um etwas davon zu begreifen, was es heißt: alt werden, kommt bestimmt jemand und spricht von »Altern in Würde«, was bei mir zunächst einmal die Assoziation Rollator, beigefarbene Mütze, Essen auf Rädern oder *Apothekenrundschau* auslöst.

Ich erinnere mich an zwei Begegnungen mit Menschen, die sich selbst zum Aushängeschild einer Pseudojugendlichkeit haben machen lassen. Ein Schauspieler, mit dem ich in einer Talkshow saß, Mitte fünfzig, glattes Gesicht. Er hatte auch gleich sein eigenes Buch zum Thema Lifting zur Hand, das er unablässig anpries. Ich schaute ihn an und dachte: Ja, man kann sich die Demenz, die Erinnerungslosigkeit, auch ins Gesicht operieren lassen. Das gelebte Leben war erfolgreich aus dem Gesicht entfernt worden. Irgendjemand hat mal gesagt: Ab dreißig ist jeder für sein Gesicht verantwortlich. Wenn das wahr ist, ist das Lifting ja auch eine Antwort. Das Gesicht wird gewissermaßen an das Illustriertencover angepasst.

Es geht übrigens nicht um die sogenannte Natürlichkeit. Der spanische Regisseur Pedro Almodóvar lässt in seinem Film *Alles über meine Mutter* die transsexuelle Sekretärin Lena vor die Bühne treten und eine Rede über Authentizität halten. Im Grunde sei gerade das Falsche an ihr (die Brüste, das Lifting) authentisch, weil sie endlich die geworden sei, die sie sein wolle.

Die andere Person war eine Frau, mit der ich in einem Café in Windhuk, Namibia, saß. Goldene Ringe, goldene Ketten, blondes Haar, braune Haut, weißes T-Shirt. Irgendwann wurde mir der Grund meiner Irritation bewusst: Die straffe Haut im Gesicht kontrastierte mit den faltigen Händen, die diesem alterslosen Gesicht weit vorausgeeilt waren. Irgendwie passten die rassistischen Sprüche, die sie über ihre schwarzen Angestellten absonderte, zu dieser Pseudoattraktivität, einer vorgespiegelten, operativen Jugendlichkeit, einer leblosen Oberflächlichkeit, die doch mehr aus trauriger Konkurrenz als in lebendiger Anziehungskraft bestand.

Eine solche kostspielige Oberflächenbehandlung erlaubt es dann auch, die inneren Faltenlandschaften zu ignorieren. Äußerlich chirurgisch geglättet, lässt sich verbergen, dass innerlich der Schrecken des Altwerdens in einer Gletscherlandschaft eingefroren ist und zum Schweigen gebracht wurde.

Am anderen Ende, in Opposition zur Lifting-Fraktion, stehen diejenigen, die sagen: »Ich bin stolz auf jede

Falte in meinem Gesicht.« Das ist natürlich auch ein Schmarrn. Welche dieser Falten spricht von Gier, welche von enttäuschter Liebe, welche von Schuld, welche von unerhörten Glückserfahrungen, welche von bitteren Niederlagen? Wenn das Gesicht und seine Falten etwas erzählen vom gelebten Leben, dann eine zwiespältige Geschichte. Zu der kann man vielleicht sagen: *Es ist, wie es ist*. Aber: *Ich bin stolz auf jede Falte in meinem Gesicht?* Nein, das ist Unsinn oder Arroganz ...

Wie macht man das heute? Wie geht das: *In Würde altern?* Sicher ist es mit dem Altwerden nicht mehr so wie zu den Zeiten meiner Großmutter. Die saß mit ihrem dünn gewordenen, zum Knoten gebundenen weißen Haar in der Sofaecke. Schwarzes Kleid, eine weiße, gestärkte Schleife. Sie strickte, sie flickte Socken, sie schälte Kartoffeln und wünschte sich von ihren Enkeln ein Gummiband für ihr Brillenetui, das nicht mehr schloss. Das wurde von uns aus einem alten Fahrradschlauch geschnitten. Sie lebte ganz selbstverständlich mit ihrer Tochter und deren Familie zusammen und starb auch in ihrem Bett aus weißen Metallrohren. Eine eher düstere Lampe hing von der Decke, die am Rand Troddeln hatte und das Zimmer spärlich beleuchtete. Sie half, sie war da und hatte – wenn ich mich richtig erinnere – keine Ansprüche, sie war zufrieden. Das Wort *würdig* hätte sie für sich wohl nicht in Anspruch genommen. Respekt hatten wir vor dem strengen Großvater aus der anderen, der väterlichen Familie, der aussah wie Wilhelm II.,

ein verarmter, gescheiterter, starrsinniger Potentat, der am Schluss auf keinem Thron mehr saß, sondern in einem elenden Heim, dessen Kälte durch einen kleinen Kanonenofen kaum gemildert wurde. Dort fristete er seine alten Tage, angewiesen darauf, dass die Enkel ihm in einem Wehrmachtsgeschirr die Suppe brachten. Eine Versorgung gab es in diesem traurigen Haus nicht. Ich erinnere mich an kalten Zigarrenrauch, einen abgeschabten Anzug mit Weste, die Kette der Taschenuhr und eine schnarrend-brüchige Stimme. Der Respekt vor ihm entstand eher aus dem Aufeinandertreffen von Unnahbarkeit seinerseits und Angst meinerseits.

In Würde altern: Ich habe den Verdacht, das ist eine Abschiebeformel unserer Leistungsgesellschaft, die sich beim Versuch, die Alten irgendwie unschädlich zu machen, ins Fäustchen lacht: »Such, Bello, such!«, sagt man zum Hund, der das Stöckchen herbeibringen soll. »Geh und altere in Würde!«, sagt man jenen, von denen man in Wirklichkeit nichts mehr erwartet. Altern in Würde: Damit ist man schon fast in der Friedhofskapelle.

Die Gesellschaft zwingt den Alten unablässig ihren Maßstab auf, der ihnen das »Nicht mehr!« vor Augen führt und einhämmert. Die Areale des Alters, die nicht vom Leistungsdruck, vom »Nicht mehr«, kolonisiert sind, müssen der Leistungsgesellschaft erst noch abgerungen werden. Gibt es ein Leben im Alter, das sich nicht an der Frage misst, ob man den gesetzten Nor-

men und Ansprüchen noch einigermaßen entspricht? Es steht so etwas an wie die Suche nach einer neuen Souveränität des Alters.

Die Leugnung des Alters ist das Naheliegende. »Man ist so alt, wie man sich fühlt«, sagt der 1937 geborene amerikanische Filmschauspieler Morgan Freeman. Was natürlich eine viel zitierte Banalität ist. »Alter ist willkürlich. Auf dem Golfplatz komme ich mir an manchen Tagen vor wie 90, an anderen wieder wie 50.«⁴ Wahrscheinlich ist der alte Mann, der auf dem Frankfurter Hauptbahnhof an mir vorbeischlurft und die stählerne Müllbehälter nach Pfandflaschen durchsucht, nicht ganz davon überzeugt, dass Alter »willkürlich« ist. Für ihn ist das Alter wahrscheinlich eher eine schwierige Wegstrecke. Robert de Niro, im Altmänner-Gespräch mit Morgan Freeman, ergänzt: »Wir wissen nicht, was die Zukunft bringt. Deshalb stelle ich mir nur das Beste vor.«⁵ Wenn er die Todesanzeige von jemandem lese, dessen Zeit noch nicht gekommen sei, denke er: »Wow, der war so jung! Wir haben schon Glück, noch hier zu sein.« Wahrscheinlich kann man sagen, dass das alte *Memento mori* – »Gedenke, dass du sterben musst!« – heute einer Parole gewichen ist, die sich verdächtig nach »Optimismus bis zuletzt!« anhört. Vom *Memento mori* zum »Think positive!« ist es ein weiter Weg. Aber wer spricht über die Anstrengung und die Mühe, die es kostet, das unvermeidliche Alter und das absehbare Ende unter einem optimistischen Dauergrinsen zu ver-

bergen? Welche Erkenntnisse, Einsichten, Vertiefungen gehen verloren, wenn das Alter weggegrinst wird?

»Vorbei! Ein dummes Wort. Warum vorbei?«⁶, sagt beruhigend und zugleich tückisch Mephistopheles zu Faust. Nur nicht nachdenken, nicht stehen bleiben. Das ist ein Plädoyer für die Besinnungslosigkeit, die auch das Alter in der Leistungsgesellschaft markiert. Weiter, schnell weiter, bis man – zu spät – wahrnimmt, dass die Zeit verflogen ist und sich plötzlich der Abgrund des Nichts vor einem auftut. Wenn es für ein Innehalten zu spät ist.

Was tun zwischen dieser doppelten Unmöglichkeit? Der verschwundenen wilhelminischen Altrigkeit, die für uns kein denkbare Gewand mehr ist, und der angestregten und dennoch scheiternden Fesselung an den Jugendlichkeitswahn? Den Alten bei uns geht es finanziell im Großen und Ganzen gut, und sie werden im Allgemeinen sehr alt – aber die Frage, wie man das Alter absolvieren soll: würdig, lustig, gelassen, aktiv, engagiert, sportlich, mürrisch, resigniert ..., das kann einem keiner sagen. Und gibt es denn überhaupt eine Wahl, oder absolviert man, was im Angebot steht?

Wird im Alter alles weniger – außer dass die Zahl der Falten zunimmt? Wenn die »Würde« doch eher riecht wie ein alter Pelzmantel, der mit Mottenkugeln im Schrank gehangen hat?

Noch ein kreuzunglücklicher Begriff kommt da angeschlichen: *die Weisheit des Alters*. Der klingt heute wie ein dürrer Trost. Wenn alle Attraktivität verfliegen ist, kannst du noch einen auf »weiser Alter« machen. Ich denke dabei sofort an die berüchtigte weiße Bank unter einer Linde, auf der die Greisin oder der Greis sitzt und Weisheiten absondert wie die Weinbergschnecke den Schleim. Diese trauliche Idylle hat ja im Grunde schon Goethe in *Faust II* abgefackelt. Dort erzählt er von Philemon und Baucis, die als altes Paar auf ihrem Hof leben. Den aber begehrt Dr. Faustus, weil er sein riesiges Areal abrunden möchte. Mephistopheles hört den Wunsch des Dr. Faust: »So geht und schafft sie mir zur Seite!« und macht sich auf den Weg. Philemon und Baucis, die nicht weichen wollen, werden gewaltsam vertrieben, das Haus verbrannt – und die Alten sterben auf dem Scheiterhaufen, der ihr Haus war: »Das Paar hat sich nicht viel gequält, vor Schrecken fielen sie entseelt«, sagt der Teufel beruhigend zu Faust. Der entfesselte Kapitalismus, den Goethe hier vorausahnt, fegt jede Nische aus und verschont auch kein Altersidyll. Goethe ahnt damit ebenso die gegenwärtige Situation der Alten voraus, die vor die Wahl gestellt sind, sich entweder als mobilisierungsfähig zu erweisen (der Leistungsgesellschaft adäquat) oder zum Untergang verurteilt zu sein – als Pflegefall in irgendeinem »Rosenhof« untergebracht oder im Demenzdorf oder in der geriatrischen Abteilung.

Wenn die Alten heute realistisch sind, dann wissen sie, dass ihre Kenntnisse, ihre Kompetenzen, ihre Erfahrungen nichts mehr zählen. Die Leistungsgesellschaft ist schnell, baut jeden Tag neue Sandburgen, die am nächsten Tag zerstört werden, um dem Neuen zu weichen. Es ist eine fundamentale Ruhelosigkeit, die Alte vor die Wahl stellt, mitzumachen oder auszuscheiden. Es kann eigentlich nicht verwundern, dass die Zahl der Alten, die tablettensüchtig ist, suizidal, depressiv oder dement, wächst. Die Leistungsgesellschaft gebiert nicht den würdevollen Greis, sondern den, dem die Schmach des zunehmenden »Nicht mehr« vor Augen geführt wird. Eine Schmach, die keine Würde ist, sondern ein Defizit bewusst macht.

Die Alten genießen viel mediale Aufmerksamkeit. Aber es wird ihnen fast täglich ein neues Konzept übergestülpt: Mal sollen sie *erfolgreich altern*, dann wieder ihren Ruhestand genießen. Nur manchmal rutscht einem Sozialpolitiker oder einem Journalisten auch so etwas Garstiges wie »Alterslast« oder »Seniorenlawine« heraus. Aber wenn man hinhört, dann sind die Alten irgendwie doch vor allem ein demografischer Brei, der sich in die Gesellschaft ergießt und in all ihre Kapillargefäße, in Straßen und Gassen, auf Plätze und in Apartments eindringt. Fast wie im Märchen, in dem das hungernde Mädchen von der alten Frau einen Topf geschenkt bekommt, zu dem sie nur sagen muss: »Töpfchen, koch«, dann füllt er sich mit Brei. Mit »Töpfchen, steh« beendet

sie die Produktion von Brei. Die Mutter hat das vergessen, und so quillt der Brei aus dem Topf in das Haus, in die ganze Stadt ...

Und diese breiige Masse der Alten muss irgendwie gemanagt werden. Das Gesicht des Einzelnen verschwindet in den politischen und sozialen Konzepten zur Regelung dieses demografischen Phänomens, das in den Rentenkassen, den Gesundheitsbudgets und in problematischen Wohnquartieren seine Spuren hinterlässt. Die gegenwärtige »Gesellschaft« – so hat es Peter Sloterdijk beschrieben – ist gar keine Gesellschaft mehr, sondern eher eine Population mit individualistischen Tendenzen.⁷ Ein Brei eben. Ich denke da an ein Bild, wie es sich in Rimini oder auf Lanzarote im Sommer am Strand bietet: Tausende soldatisch ausgerichtete Sonnenliegen, dem Meer zugewandt, die Menschen mit sich und ihrer Braunfärbung befasst. Sie sind zusammen, aber jeder ist doch für sich. Es ist ein Bild, in dem die Lockerung aller Kollektive, aller Gemeinschaftlichkeiten spürbar wird, in denen die Menschen – und speziell die Alten – einmal zusammengewirkt, gestritten, geliebt, gearbeitet und gefeiert haben. In diesen sozialen Milieus – in Familien, Nachbarschaften, Quartieren, in Vereinen, Parteien, Gewerkschaften – gab es einen »Absolutismus des Gemeinsamen« (Peter Sloterdijk): Die Interessen des Einzelnen waren um des gemeinsamen Überlebens willen beschnitten. An die Stelle ist nun das Einzelwesen getreten, das sich als eine absolute Größe versteht. Das wird immer dann

besonders deutlich, wenn in öffentlichen Debatten der Verlust von Werten und Normen beklagt wird. Als wären das Accessoires des Subjektes, die irgendwie in irgendeiner Schublade liegen geblieben und vergessen worden sind. Vom stabilisierenden Gemeinschaftskern waren die Einzelnen einmal abhängig, und jetzt ist es umgekehrt: Das Subjekt steht im Zentrum, die Werte und Normen sind zu Ausstattungsstücken degeneriert. Es ist erstaunlich, dass eine solche lockere Ansammlung von Individuen überhaupt existieren kann, in der die Subjekte eigentlich nur noch sich selber für real halten, während das Gemeinsame zu etwas überflüssig Dekorativem geworden ist.

Peter Sloterdijk wundert sich darüber, dass eine solche Integration individualistischer Populationen in riesenhaften Großkörpern überhaupt gelingt.⁸ Er meint, dass dieses Gebilde, das kaum noch den Namen Gesellschaft verdient, zunehmend von Unhaltbarkeitsgefühlen unterwandert wird. Mit Blick auf die Alten könnte man tatsächlich den Eindruck gewinnen, dass das Einzige, was sie noch als soziale Wesen auszeichnet, ihre Abhängigkeit von Sorgesystemen ist (sind sie Bürgerinnen und Bürger vor allem und nur noch, weil sie die Partikel eines Sicherheitsstaates sind, der sie mit Dienstleistungen versorgt?).

Die Alten sind da Täter und Opfer zugleich: Gefesselt an die Galeere der Selbstverwirklichung, zappen sie